

## WIDER DIE SOZIALE AMNESIE DER PSYCHOTHERAPIE UND ZUR (WIEDER-) GEWINNUNG IHRES POLITISCHEN MANDATS

Heiner Keupp

### Summary

Psychotherapie hat eine seismographische Relevanz, auch wenn sie diese nicht immer wahrnimmt. Sie arbeitet an den Krisen der Subjekte und deren mangelnden Ressourcen, sie zu bewältigen. Die Häufung spezifischer Krisen verweist aber über das einzelne Subjekt hinaus und macht es erforderlich, den kulturell-gesellschaftlichen Hintergrund zu beleuchten und zu benennen, der diese Krisen fördert. Die in den letzten Jahrzehnten registrierte Zunahme etwa von Depressionen, Burnouterfahrungen, Borderline- oder Essstörungen sind Beispiele für die Notwendigkeit, neben einer psychodiagnostischen auch eine gesellschaftsdiagnostische Einordnung vorzunehmen. Die Entwicklung zu einem globalisierten Netzwerkkapitalismus hat die Alltagserfahrungen der Menschen nachhaltig verändert und sie hat sich auf deren Selbstbilder und Normalitätsvorstellungen ausgewirkt. Der neue Kapitalismus hat uns ein spezifisches Störungspanorama beschert, das allerdings im Sprachspiel der klinischen Diagnostik nicht in seinem gesellschaftlichen Rahmen benannt und eingeordnet werden kann. Hier liegt ein professionelles Reflexionsdefizit vor. Die Psychotherapie braucht eine Gesellschaftsdiagnostik und kann zu ihr beitragen. Es ist außerdem für sie notwendig, die therapeutisch-technische Handlungsebene durch eine kritisch-reflexive Achtsamkeit für die strukturellen Bedingungen menschlichen Lebens und Leidens zu entwickeln.

### Psychotherapie: Eher Hofnarr oder Hofrat?

Inwieweit hat denn die psychotherapeutische Welt überhaupt noch eine Sprache für die Gesellschaft, in der sie ihre spezialistischen Aufgaben erfüllt? Wird der Zusammenhang von subjektiven Leidenszuständen mit gesellschaftlichen Lebensbedingungen überhaupt noch thematisiert? Hat die Psychotherapie ein fachlich-professionelles Sprachspiel zur Verfügung, das die teilweise dramatischen gesellschaftlichen Strukturveränderungen begrifflich abzubilden vermag? Sind das seriöse oder notwendige Fragen in einer Zeit, in der der „Kapitalismus“ so ins Gerede gekommen ist? Ja, man darf den Begriff wieder kritisch benutzen, ohne gleich in eine Zone des Verdachts zu geraten und er ist Teil seriöser Gegenwartsanalysen. Richard Sennett (1998) spricht vom „Flexiblen“ oder „Neuen Kapitalismus“, Luc Boltanski vom „neuen Geist des Kapitalismus“, Manuel Castells vom „Netzwerkkapitalismus“. Man könnte aber auch die Strukturmerkmale – nicht zuletzt unter dem Eindruck der aktuellen Weltwirtschaftskrise – klarer beim Namen nennen und dabei könnten

wir durchaus auf radikalisierende Politikerzitate zurückgreifen und dann wären wir beim „Raubtierkapitalismus“ (z.B. Helmut Schmidt, Peer Steinbrück), „Heuschreckenkapitalismus“ (Franz Müntefering), ein Begriff, der bereits in den neuesten Duden Eingang gefunden hat. Ich könnte auf den Münchner Oberbürgermeister Christian Ude verweisen, der bei der Einbringung des städtischen Haushaltes eine heftige Kapitalismuskritik aufgelegt hat. Er empört sich über „marktradikale Wirtschaftskapitäne und ihre neoliberalen Hofsänger“, die „der Entfesselung der Marktkräfte das Wort reden und die Börsengesetze als oberste Richtschnur der menschlichen Gesellschaft vergöttern“<sup>1</sup>. Wenn man mal diese Rhetorik als das stehen lässt, was sie ist, nämlich der etwas hilflose Versuch, den Ängsten der Menschen vor einer unsteuerbaren Welt Sündenböcke anzubieten, deren Egoismus und Gier für die entstandenen ökonomischen und gesellschaftlichen Probleme verantwortlich gemacht werden, bleibt als des Pudels Kern die frustrierende Überzeugung, dass der Kapitalismus am Leben ist, dass er sich mal eben vampiristisch am Steuerzahler eine Blutaufrischung genehmigt und dass die Politik ihn nicht unter Kontrolle bekommt. Aber unser überraschter und ängstlicher Blick sollte nicht bei der Finanzwirtschaft mit ihren Turbulenzen hängen bleiben, sondern zur Kenntnis nehmen, dass dieser neue globalisierte Kapitalismus schon längst auch unsere Lebenswelten umpflügt und auch vor unseren „Innenwelten“ nicht Halt macht. In ihnen klingen die Melodien der „neoliberalen Hofsänger“ schon ganz vertraut. Sie haben sich in den Selbstbildern und Normalitätsvorstellungen gut eingenistet. Der neue Kapitalismus hat uns ein spezifisches Störungspanorama beschert, das allerdings im Sprachspiel von ICD oder DSM nicht in seinem gesellschaftlichen Rahmen benannt und eingeordnet werden kann. Hier liegt ein professionelles Reflexionsdefizit vor. Oder in der Sprache der zeitgenössischen Psychoanalyse ist es ein kollektives „Mentalisierungsdefizit“.

Jetzt war schon von Hofgängern die Rede und in einem gerade erschienenen Beitrag im wieder auferstandenen „Kursbuch“ (Nr. 170) fragt Wolfgang Schmidbauer, ob die Psychotherapie nicht eher die Rolle des Hofnarren einnimmt, vielleicht auch sollte, obwohl sie doch so geschmeidig anpassungsbereit die Rolle des Hofrates angestrebt hatte und wohl auch weiterhin anstrebt: „Am Kaiserhof des Kapitalismus mag der Psychologe die bunteste Mütze tragen, aber er bleibt doch eher Hofnarr als Hofrat. Vielleicht ist das auch gut so, denn der Hofnarr hat einen Abstand zu den Anpassungsforderungen zu Hofe, der dem Hofrat mangelt“ (Schmidbauer 2012, S. 173). Der Hofnarr darf kritisch zulangen und wenn er Glück hat, wird er nicht geköpft, sondern sogar ernst genommen.

---

<sup>1</sup> Vgl. [tp://www.muenchen.de/Rathaus/dir/presseservice/2008/pressemitteilungen/263382/haushaltsrede08.html](http://www.muenchen.de/Rathaus/dir/presseservice/2008/pressemitteilungen/263382/haushaltsrede08.html)

## Kritische Psychotherapiediskurse

Das 20. Jahrhundert wurde als das „Jahrhundert der Psychologie“ bezeichnet (Koch & Leary 1985; Gebhardt 2002) und es war vor allem das Jahrhundert der Psychotherapie. Der Anfang dieses Jahrhunderts war geprägt von der Entstehung der Psychoanalyse, die sowohl begeisterte Anhängerschaft als auch entschiedene Gegnerschaft auslöste. Vor allem in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat sich dann eine explosive Pluralisierung der psychotherapeutischen Szene vollzogen. Das „Handbuch der Psychotherapie“ von Raymond F. Corsini (1994), das den Anspruch hatte, dieses neue Feld übersichtlich zu ordnen, kam in den 90er Jahren zu 79 unterschiedlichen psychotherapeutischen Verfahren. Das kritische Schlagwort „Psycho-boom“, das sich vor allem auf die expansive Ausweitung des psychologischen Feldes bezog, zeigt Erfolg und fragwürdige Ausfransungen dieses Feldes zugleich auf. Zwar sind immer wieder Versuche unternommen worden, wissenschaftlich nicht begründete Verfahren aus dem Kanon der anerkannten Psychotherapie auszuschließen. Es hat die meisten Psychogurus nicht davon abgehalten, ihre Märkte auszuweiten und mit großen Gewinnspannen abzukassieren. Das Psychotherapeutengesetz hat nun zwar das Spektrum abrechnungsberechtigter Verfahren eingeschränkt, aber den „freien“ Psychomarkt nicht wirklich einschränken können. Insofern bleibt eine hohe Ambivalenz in der gesellschaftlichen Beurteilung der Psychotherapie.

Zur gesellschaftlichen Rolle von Psychotherapie sind in den letzten Jahren sehr unterschiedliche und zum Teile unvereinbare Diskurse geführt worden.

1. Der dominante Diskurs betont *die positive Leistungsbilanz*, also die Möglichkeiten, mit psychotherapeutischen Verfahren Menschen bei der Bearbeitung und Überwindung von schwerwiegenden Lebensproblemen zu helfen. Die Bandbreite dieses Diskurses reicht von einer eher nüchternen Dienstleistungshaltung bis hin zu hymnischen Heilsversprechen. Dieser Diskurs wird eher von Vertretern psychotherapeutischer Schulen geführt, die ihre eigene positive Bedeutung herausstreichen wollen oder sich gegenüber potentiellen Nutzern als relevantes Angebot positionieren wollen. Aus dieser Position heraus ist die Gesetzgebung, die die Zulassung von Psychologen zur Psychotherapie zum Ziel hatte vorangetrieben und positiv besetzt worden.
2. Ein zweiter Diskurs fragt skeptisch nach der *gesellschaftlichen Funktion* von Psychotherapie und gibt auch gleich schnelle Antworten, die der Psychotherapie einen fragwürdigen Status als symptomatisch arbeitender Reparaturbetrieb zuweist, der gesellschaftliche Probleme psychologisch verschleiert. Die-

ser Diskurs fragt eher aus einer kritischen Distanz zur psychotherapeutischen Szene und nimmt entweder eine gesellschaftskritische Position ein, die die Gefahr sieht, dass psychotherapeutische Angebote das Leiden der Menschen an unmenschlichen gesellschaftlichen Verhältnissen so bearbeiten, dass der gesellschaftliche Verursachungszusammenhang ausgeblendet wird und die Probleme zu psychologisch handhab- und aushaltbaren Aufgaben umdefiniert werden. So würden die Klienten darin unterstützt, sich an gesellschaftlich fragwürdige Verhältnisse anzupassen, statt ihre Veränderung einzuklagen (z.B. Nagel & Seifert 1977; Szasz 1982; Zygowski 1987). Es gibt aber auch eine Variante der Psychotherapiekritik, die genau das Gegenteil befürchtet und kritisiert und aus einer konservativ-fundamentalistischen Haltung heraus formuliert. Sie befürchtet eine subversive Konsequenz der Psychotherapie: Menschen, die deren Reflexionsangebote annehmen, würden die als grundlegend für den Erhalt unserer Kultur gegebenen Basisinstitutionen (wie Familie, Geschlechterordnung oder Religion) in Frage stellen und darüber deren Zerstörung betreiben (z.B. Gross 1984). Speziell von fundamentalistischen Gruppen wird psychotherapeutische Hilfe heftig abgelehnt.

3. Ein dritter Diskurs nimmt psychotherapeutische Phänomene als Gegenstände ihrer *Deutungsversuche der Gegenwartsgesellschaft* (z.B. fragt er nach dem Orientierungsbedarf von Menschen in einer individualisierten Gesellschaft, die nicht mehr auf traditionelle Konzepte der alltäglichen Lebensführung zurückgreifen können). Hier rückt z.B. das Phänomen der zunehmenden Säkularisierung des Alltags ins Zentrum der Aufmerksamkeit, das zu einem Funktionsverlust von Religion und kirchlichen Instanzen führt, das aber der Psychotherapie als moderne „Beichte“ oder als „säkulare Priesterschaft“ eine mögliche Ersatzrolle zuweist (z.B. Halmos 1972; North 1973).
4. Ein weiterer Diskussionsstrang formuliert die *Perspektive der Nutzerkontrolle* gegenüber der Psychotherapie und versucht die durchaus auch fragwürdigen Formen oder Fehlentwicklungen psychotherapeutischer Aktivitäten zu benennen. Hier soll ein kritisches Konsumentenbewusstsein gefördert, mögliche Risiken (Giese & Kleiber 1989) und Missbrauchsmöglichkeiten (Arbeitsgruppe Frauen gegen Übergriffe 1995; Schmidbauer 1997) aufgezeigt werden.
5. Die Frage nach der *sozialen Gerechtigkeit* in der Anwendung psychotherapeutischer Verfahren hat vor allem in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu einem zu einem kritischen Reformimpuls geführt. Die klassischen sozialepidemiologischen Studien haben nachweisen können, dass

die Bevölkerungsgruppen, die die höchsten psychosozialen Belastungen erleben, die geringsten Chancen auf fachliche psychotherapeutische Hilfen hatten (Keupp 1995). Kritisiert wurde die mangelnde soziale Achtsamkeit auf diese Selektionseffekte.

6. Die Psychotherapie ist auch in bezug auf ihre *Menschenbildannahmen* auf einen kritischen Prüfstand gestellt worden. Ist der von ihr konstruierte „homo psychologicus“ nicht eine fragwürdige Figur? Das psychotherapeutische Angebot, an der eigenen Person zu arbeiten, kann den Veränderungsraum auf das individuelle Erleben und Verhalten einengen und die gesellschaftlichen Bedingungen bleiben außerhalb des Veränderungshorizontes. Eine solche psychologische Reduktion fügt sich sehr gut ein in ein neoliberales Menschenbild, das eine maximierte Selbstkontrolle als Fortschritt anpreist. Johanno Strasser (2000) hat diese Kritik zugespitzt. Er vertritt die These, dass Ausbeutung und Entfremdung zunehmend weniger als fremd gesetzter Zwang einem Menschen begegnet, sondern mehr und mehr zu einer Selbsttechnologie wird, zu einer Selbstdressur, die allerdings in den Ideologien des Neoliberalismus in einem Freiheits- oder Autonomiediskurs daher kommt. Psychotechnologien haben hier eine besondere Konjunktur, um aus einer Ideologie eine formende Praxis zu machen.
7. Ein letzter Diskursstrang stellt nicht die Notwendigkeit von Psychotherapie prinzipiell in Frage, sondern kritisiert deren zunehmenden *Verzicht auf eine Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Rolle*. In den frühen Phasen der Entstehung psychotherapeutischer Handlungsmöglichkeiten war das deutlich anders. So hat sich beispielsweise Freud nie nur auf therapeutisch-technische Fragen reduziert, sondern er hat immer einen Blick auf die kulturelle Einbettung geworfen. Skinner hat nicht nur wichtige theoretische Grundlagen der Verhaltenstherapie geschaffen, sondern er hat sich Gedanken über eine Gesellschaft ohne Repression gemacht. Und Rogers hat seinen Ansatz immer als humanistisches Projekt begriffen. Man mag zu den Antworten, die die genannten Gründerfiguren gefunden haben, stehen wie man will, aber sie haben sich gesellschaftlich positioniert. Diese Bezogenheit des eigenen Tuns auf die Gesellschaft, in der das eigene Handeln reflektiert wird, ist der Psychotherapie offensichtlich abhanden gekommen. Man könnte es mit Russell Jacoby(1977) als „Soziale Amnesie“ oder „Gesellschaftsvergessenheit“ der aktuellen Psychotherapie bezeichnen.

Sind diese teilweise traditionsreichen Kritikmuster denn heute nicht überholt? In allzu platten Versionen, in denen sie formuliert werden, sicherlich. Aber eine gesellschaftsbezogene Selbstreflexion ist in den psychotherapeutischen Subwelten nicht gerade eine Tugend, die gepflegt wird.

### Von der Notwendigkeit einer psychotherapeutischen Gesellschaftsdiagnostik

Ist es noch ein Thema in psychotherapeutischen Kontexten, sich zu vergewissern, in welcher Gesellschaft wir uns eigentlich befinden und was es bedeutet, in einem solchen Rahmen psychotherapeutisch zu arbeiten? Mein Eindruck ist, dass es diesen Diskurs kaum noch gibt. Der Psychoanalytiker Cyrus Khamneifar (2008) hat in einer qualitativen Interviewstudie herausfinden wollen, inwieweit der aktuelle gesellschaftliche Umbruch im Bewusstsein von PsychotherapeutInnen angekommen ist, wie er reflektiert wird und welche Konsequenzen aus seiner Wahrnehmung folgen. Cyrus Khamneifar teilte meinen Eindruck und stellt fest, „dass die kultur- und gesellschaftskritische Seite der Psychotherapie im ‚offiziellen‘ klinischen Alltag unterrepräsentiert zu sein“ scheint (S. 4). Aber er wollte es genauer wissen und sich nicht nur auf unsystematische Impressionen verlassen. Vor allem ist ihm aufgefallen, dass in den eher informellen Gesprächen durchaus über gesellschaftliche Veränderungen und ihre Auswirkungen auf das eigene Leben und das der KlientInnen gesprochen wurde. Aber die Frage blieb, wie sich solche Diskurse auf die fachlich-psychotherapeutische Arbeit auswirken. Als Psychoanalytiker hat den Autor vor allem die eigene Diskursarena der Psychoanalyse interessiert, aber er hat durchaus auch die Auffassungen von VertreterInnen anderer psychotherapeutischer Richtungen kennen lernen wollen. So hat er 15 PsychotherapeutInnen in einem leitfadengestützten Interview befragt und darüber hinaus auch noch weitere Gesprächsgelegenheiten mit psychotherapeutisch tätigen KollegInnen gesucht. Ihnen allen hat er folgende Frage gestellt, auf die dann noch weitere differenzierende Fragen folgten: „Erleben Sie den gesellschaftlichen Wandel oder anhaltende gesellschaftliche Veränderungsprozesse in der Gesellschaft, und wenn ja, wie?“ (S. 8).

Thematisiert wird der unaufhaltsame Weg zu postmodernen Familienverhältnissen, in denen sich auch das Geschlechterverhältnis aus traditionellen Genderkonstruktionen herauslöst. Es wird deutlich, dass sich die Sozialisationsbedingungen für Heranwachsende strukturell verändern. Der Strukturwandel der Arbeitswelt führt zu weniger stabilen Karrieren und Sicherheiten. Der von der Wertewandelforschung untersuchte säkulare Wertewandel wird von den PsychotherapeutInnen klar benannt und vor allem der immer höhere Stellenwert des Anspruchs auf Selbstverwirklichung wird in seiner durchaus ambivalenten Form thematisiert. Als komplementär-widersprüchliches Muster wird die Sehnsucht nach Heimat und sozialer Verortung

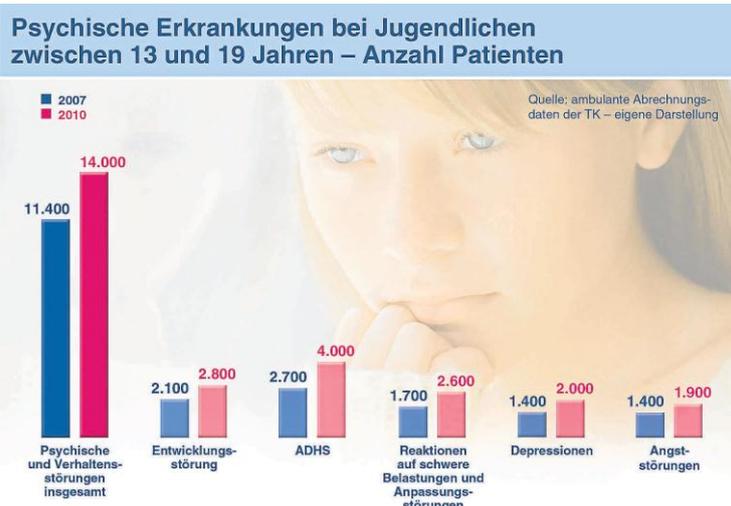
herausgestellt. Die immer stärker erlebte Unsicherheit und Ungewissheit befördert die Suche nach Wissen, aber auch nach Strategien mit Erfahrungen des Nicht-Wissens oder der „Unlesbarkeit“ der Welt, wie es Richard Sennett formuliert. Im nächsten Schritt fasst Cyrus Khamneifar die spätmodernen Anpassungsversuche der Subjekte an ihre strukturell veränderte Alltagswelt zusammen und auch hier erweisen sich die Befragten als sensible Beobachter. Sie sprechen Phänomene an wie die Fitnessideologie, den Anspruch auf Selbstmanagement, den Konsumismus, den wachsenden Leistungsdruck, die unaufhaltsame Beschleunigung, den zunehmenden Jugendlichkeitskult und die Abhängigkeit von neuen Technologien.

Auch bei der Frage, welche Folgen der gesellschaftliche Wandel für die Psychotherapie hat, erweisen sich die GesprächspartnerInnen von Cyrus Khamneifar als durchaus problembewusst. Sie thematisieren bei den Rahmenbedingungen psychotherapeutischen Handelns eine problematische Ökonomisierung, Modularisierung und Medikalisierung. Auch die im gesamten Sozial- und Gesundheitssektor einsetzende sog. „Qualitätssicherung“ und die damit verbundenen „staatlichen und quasi-staatlichen (Selbst-)Verwaltungsreglementierungen“ (S. 182) werden angesprochen.

Mich hat die gesellschaftliche Problemsensibilität der befragten PsychotherapeutInnen beeindruckt. Sie unterscheidet sich deutlich von der Fachliteratur und von den Diskursen der institutionalisierten Psychotherapie. Hier könnte man speziell von einer „Gesellschaftsvergessenheit“ sprechen. Dagegen sollte man etwas unternehmen. Ich möchte im Folgenden skizzenhaft aktuelle Gesellschaftsanalyse betreiben und von ihr ausgehend über die Rolle von Psychotherapie sprechen.

Im Weiteren werde ich mich exemplarisch mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel und dessen psychosoziale Konsequenzen beschäftigen. Z.B. könnte man fragen, wie sich die klassisch nachgewiesenen und aktuell erneut eher verschärft klar bestätigten korrelativen Verknüpfungen zwischen Armut und psychischen Störungen verstehen lassen. Oder das Gewalthandeln von Jugendlichen veranlasst uns immer wieder, nach den Ursachen und ihrer Beeinflussbarkeit zu fragen. Ein anderes mögliches Thema wäre ADHS. Eine neue Erhebung der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung weist aus, dass bei 25% der Anlässe dafür, eine Beratung aufzusuchen, ADHS angegeben wird.

Die Technikerkrankenkasse hat kürzlich Zahlen für bayerische Jugendliche im Alter zwischen 13 und 19 Jahren vorgelegt, die erstaunliche Zuwächse bei psychischen und Verhaltensstörungen aufzeigen:



Im weiteren möchte ich an der vielfach aufgezeigten Zunahme von Depressionen ansetzen, weil ich in dieser Zunahme die subjektiven Folgen gesellschaftlicher Dynamiken sehe, die vor allem für die individuelle Identitätsarbeit von Menschen erhebliche Anforderungen stellen.

Die uns vorliegenden Daten aller großen Krankenkassen (AOK, DAK, TK, BKK) lassen sich durchaus als empirische Untermauerung solcher Aussagen lesen. Sie zeigen dramatische Zuwachsraten bei der Diagnose psychischer Störungen. Die Anzahl der Arbeitsunfähigkeitstage, die durch diese Diagnose begründet wird, steigt in sehr viel höherem Maße als bei allen anderen klassischen krankheitsbedingten Gründen, die zum Arbeitsausfall führen. Die aktuellen DAK-Befunde zeigen, dass die Zuwachsrate der Fehltage wegen psychischer Erkrankungen von 2006 bis 2011 bei 61% liegt und allein von 2010 auf 2011 bei 16%.



Bei AOK-Mitgliedern liegt die entsprechende Zuwachsrate in der Dekade bis 2010 bei etwa 77 %. Die TKK vermeldet für den gleichen Zeitraum knapp 60% Steigerung.

Die Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen hat das in diesen Daten sichtbar werdende Problem in der „Saarbrücker Zeitung“ vom 27.11.2011 so benannt: „Es gibt ein Thema, das bislang viel zu kurz gekommen ist: die psychischen Belastungen in der Arbeitswelt. Jeder dritte Bürger, der heute vorzeitig in Rente geht, tut das, weil er den Anforderungen seines Jobs psychisch nicht mehr gewachsen ist. Im Schnitt gehen die Leute mit Mitte Vierzig. Das ist für die Betriebe wie für die Gesellschaft ein Riesenverlust. Allein die Behandlungskosten dafür belaufen sich auf geschätzte 27 Milliarden Euro im Jahr. Diese Zahlen sollten aufrütteln.“

Auch der Hochschulbereich, der in seinem Profil immer deutlicher betriebswirtschaftlich geprägt ist und sich von klassischen Bildungsidealen längst verabschiedet hat, fördert mit einer Bachelorisierung der Studiengänge die Belastungen der Studierenden und auch der Hochschullehrenden. Das Deutsche Studentenwerk hat schon vor einiger Zeit in einer vielbeachteten Presseerklärung darauf aufmerksam gemacht, dass auch bei Studierenden ein wachsender Beratungsbedarf wegen depressiver Probleme entstanden sei. Im DSW Journal 2007 des Deutschen Studentenwerks (DSW) wird darauf hingewiesen: Immer mehr Studierende leiden unter dem für Manager typischen Burnout-Syndrom wie Depressionen, Angstattacken, Versagensängsten, Schlafstörungen oder Magenkrämpfen. In den Psychologischen Beratungsstellen der Studentenwerke würden sich verstärkt Studierende mit solchen Beschwerden melden, heißt es in dem Beitrag. DSW-Präsident Rolf Dobischat spricht von einer Besorgnis erregenden Entwicklung. Er sagte: „Die Studierenden stehen unter immer stärkerem Erwartungs-, Leistungs- und vor allem Zeitdruck. Die vielen laufenden Hochschulreformen dürfen aber nicht dazu führen, dass ein Studium krank macht. Dobischat appellierte an die Hochschulen, insbesondere die neuen Bachelor- und Master-Studiengänge nicht zu überfrachten. Gemäß der aktuellen 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks hat jeder siebte Studierende Beratungsbedarf zu depressiven Verstimmungen sowie zu Arbeits- und Konzentrations-schwierigkeiten; jeder siebte Studierende will sich zu Prüfungsängsten beraten lassen“.

Die größten Steigerungsraten gibt es bei den Diagnosen Burnout und Depression. Die Einschätzung, dass die Depression zur Volkskrankheit Nr. 1 wird, legt die Frage nahe, was dafür die Ursachen sein könnten. Der Frankfurter Psychoanalytiker Heinrich Deserno schreibt dazu: „Seit etwa 15 Jahren zeichnet sich deutlich ab, dass Depressionen für den spätmodernen Lebensstil beispielhaft werden könnten, und zwar in dem Sinne, dass sie das Negativbild der Anforderungen beziehungsweise paradoxen Zumutungen der gesellschaftlichen Veränderungen darstellen und deshalb in besorgniserregender Weise zunehmen könnten, wie von der Weltgesundheitsorgani-

sation hochgerechnet: Im Jahr 2020 sollen Depressionen weltweit und in allen Bevölkerungsschichten die zweithäufigste Krankheitsursache sein.“ Und die deutsche Stimme der WHO, Ilona Kickbusch, hat sich so zu diesem Thema geäußert: „Immer mehr Menschen haben mit einem immer schnelleren Wandel von Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen zu kämpfen. Sie können das Gleichgewicht zwischen Belastungs- und Bewältigungspotentialen nicht mehr aufrechterhalten und werden krank. Depression ist zum Beispiel nach den Statistiken der Weltgesundheitsorganisation eine der wichtigsten Determinanten der Erwerbsunfähigkeit. (...) Schon heute sind weltweit ca. 121 Millionen Menschen von Depressionen betroffen. Denn unser Leben gewinnt zunehmend ‚an Fahrt‘, sei es zwischenmenschlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich oder im Informations- und Freizeitbereich“ (2005, S. 15).

Natürlich gibt es gute Gründe, die uns angelieferten Zahlen kritisch zu reflektieren. Die Krankenkassen liefern uns keine Daten der wahren Prävalenz, sondern die von Ärzten diagnostizierten Befunde. Es ist notwendig, die inflationäre Verwendung der Diagnose Depression kritisch zu reflektieren. Die Hauptnutznießer dieser diagnostischen Gepflogenheit ist die Psychopharmakaindustrie. Der Gesundheitsreport der TKK 2010 zeigt, dass 2009 bei Männern 119 Prozent, bei Frauen 96 Prozent mehr Tagesdosen als im Jahr 2000 verschrieben wurden.

Unstrittig dürfte sein, dass immer mehr Menschen die mit der Globalisierung verbundenen Veränderungen in ihrer Arbeits- und Alltagswelt als Herausforderungen und Belastungen erleben, die ihre Bewältigungsmöglichkeiten überschreiten. Die „Klinifizierung“ der daraus folgenden psychischen Probleme enthält die Gefahr der Individualisierung gesellschaftlicher Probleme.

Welche Schlüsse ziehen wir aus solchen Befunden? Aus Frankreich kam kürzlich unter dem Titel „Das erschöpfte Selbst“ von Alain Ehrenberg ein wichtiger Beitrag, der eine wichtige Brücke zwischen sozialwissenschaftlicher Gegenwartsdeutung und der Zunahme diagnostizierter Depressionen schlägt. Er geht davon aus, dass Subjekte in der globalisierten Gesellschaft ein hohes Maß an Identitätsarbeit leisten müssen (Keupp et al. 2006). Die zunehmende Erosion traditioneller Lebenskonzepte, die Erfahrung des „disembedding“ (Giddens), die Notwendigkeit zu mehr Eigenverantwortung und Lebensgestaltung haben Menschen in der Gegenwartsgesellschaft viele Möglichkeiten der Selbstgestaltung verschafft. Zugleich ist aber auch das Risiko des Scheiterns gewachsen. Vor allem die oft nicht ausreichenden psychischen, sozialen und materiellen Ressourcen erhöhen diese Risikolagen. Die gegenwärtige Sozialwelt ist als „flüchtige Moderne“ charakterisiert worden (Bauman 2000), die keine stabilen Bezugspunkte für die individuelle Identitätsarbeit zu bieten hat und den Sub-

jekten eine endlose Suche nach den richtigen Lebensformen abverlangt. Diese Suche kann zu einem „erschöpften Selbst“ führen, das an den hohen Ansprüchen an Selbstverwirklichung und Glück gescheitert ist (Ehrenberg 2004). Elisabeth Summer (2008), eine langjährig erfahrene Psychotherapeutin, die mit dem an Ehrenberg geschärften Blick ihren 10jährigen KlientInnenstamm reanalysiert hat, zeigt deutlich, dass die ins Ich-Ideal verinnerlichten gesellschaftlichen Leistungs- und Selbstwirklichungsideologien eine destruktive Dynamik auslösen können. Es handelt sich also nicht um eine „Krankheit der Freiheit“, sondern um die Folgen einer individuellen Verinnerlichung der marktradikalen Freiheitsideologien.

Psychotherapie könnte genau für solche Zusammenhänge eine wichtige seismographische Funktion haben. Sie arbeitet an den Krisen der Subjekte und ist damit konfrontiert, dass ihnen die Ressourcen fehlen, die sie zu ihrer Bewältigung bräuchten. Die Häufung spezifischer Krisen und Störungsbilder verweist aber über das einzelne Subjekt hinaus und macht es erforderlich, den kulturell-gesellschaftlichen Hintergrund zu beleuchten und zu benennen, der diese Krisen fördert. Die in den letzten Jahrzehnten registrierte Zunahme etwa von Depressionen, Burnouterfahrungen, Borderline- oder Essstörungen sind Beispiele für die Notwendigkeit, neben einer psychodiagnostischen auch eine gesellschaftsdiagnostische Einordnung vorzunehmen. Bei vielen der aktuell bedeutsamer werdenden Störungsbilder handelt es sich um Identitätskrisen, die auf veränderte gesellschaftliche Lebensbedingungen im globalisierten Netzwerkkapitalismus verweisen. Diese stellen Anforderungen an die alltägliche Identitätsarbeit dar, mit denen viele Menschen nicht mehr zu Recht kommen.

### Spätmoderne gesellschaftliche Verhältnisse

Im globalisierten Kapitalismus vollziehen sich dramatische Veränderungen auf allen denkbaren Ebenen und in besonderem Maße auch in unseren Lebens- und Innenwelten. Anthony Giddens (2001), einer der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnostiker, hat folgende Diagnose gestellt: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben – Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegt überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Veränderungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen“ (S. 69). Globalisierung verändert also den Alltag der Menschen in nachhaltiger Form und damit auch ihre psychischen Befindlichkeiten (vgl. Hantel-Quitmann & Kastner 2004).

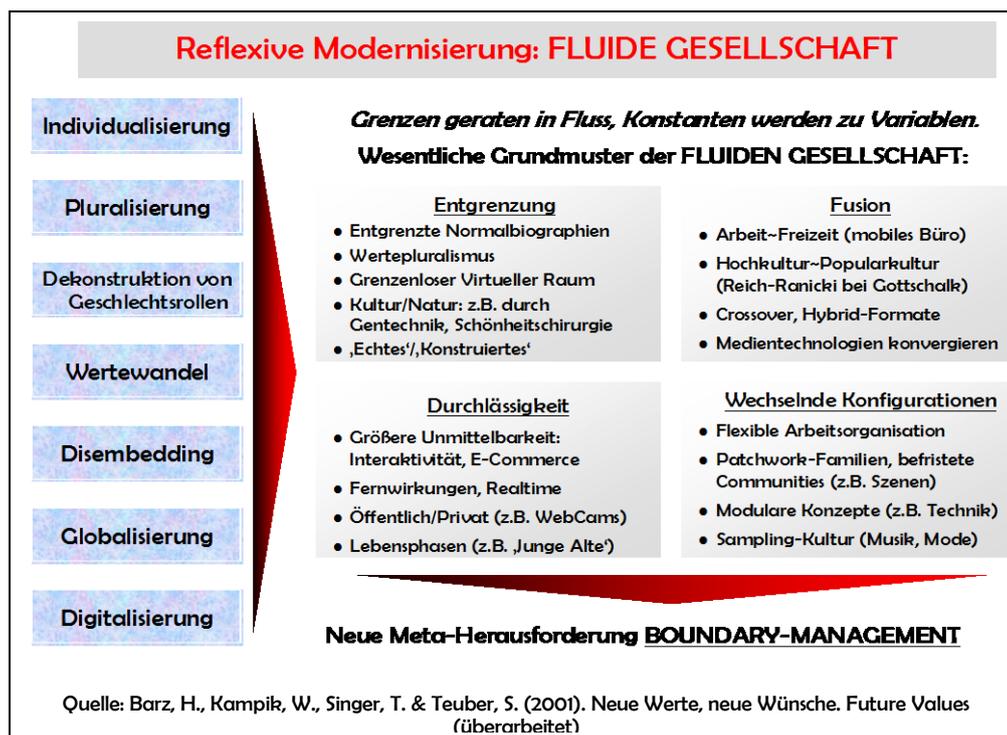
Es sind vor allem folgende Erfahrungskomplexe, die mit diesem gesellschaftlichen Strukturwandel verbunden sind und die eine Mischung von Belastungen, Risiken und auch Chancen beinhalten, aber genau in dieser Mischung eine hohe Ambivalenz implizieren:

- Wir erleben, erleiden und erdulden eine Beschleunigung und Verdichtung in den Alltagswelten, die zu dem Grundgefühl beitragen, getrieben zu sein, nichts auslassen zu dürfen, Immer auf dem Sprung sein zu müssen, keine Zeit zu vergeuden und Umwege als Ressourcenvergeudung zu betrachten. Verkürzte Schulzeiten, Verschulung des Studiums, um den jungdynamischen „Arbeitskraftunternehmer“ möglichst schnell in die Berufswelt zu transportieren oder die Reduktion der Lebensphasen, in denen man als produktives Mitglied der Gesellschaft gelten kann, erhöhen permanent den Beschleunigungsdruck.
- Wir spüren die Erwartungen, ein „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007) zu werden, das sein Leben als eine Abfolge von Projekten sieht und angeht, die mit klugem Ressourceneinsatz optimal organisiert werden müssen. Auch staatliches Handeln, nicht zuletzt im Bereich der Sozialpolitik, setzt immer stärker auf das individuelle Risikomanagement anstelle von kollektiver Daseinsvorsorge. Ich bin für meine Gesundheit, für meine Fitness, für meine Passung in die Anforderungen der Wissensgesellschaft selbst zuständig – auch für mein Scheitern. Nicht selten erlebt sich das angeblich „selbstwirksame“ unternehmerische Selbst als „unternommenes Selbst“ (Freitag 2008).
- Wir beobachten eine Deregulierung von Rollenschemata, die einerseits als Gewinn an selbstbestimmter Lebensgestaltung verstanden wird, die aber andererseits in die Alltagswelten eine Unsicherheit hineinträgt, die nicht immer leicht akzeptiert und ertragen werden kann. Die Erfahrung der allenthalben erlebten Enttraditionalisierung ist nicht selten ein Antrieb für die Suche nach Verortung in fundamentalistischen Weltbildern.
- Die Arbeit an der eigenen Identität wird zu einem unabschließbaren Projekt und erfordert permanente Passungsarbeit. Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordern ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen, wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte wie die Herstellung lebbarer Alltags-

welten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen.

- All die Anstrengungen allzeit fit, flexibel und mobil zu sein, sind nicht nur als Kür zu betrachten, sondern sie werden von der Angst motivational befeuert, nicht dazu zu gehören. Wir führen gegenwärtig eine höchst relevante Fachdiskussion um das Thema Exklusion und Inklusion. Vom „abgehängten Prekariat“ spricht die Friedrich-Ebert-Stiftung, von den „Ausgegrenzten der Moderne“ Zygmunt Bauman (Bauman 2005). Die Sorge, nicht mehr gesellschaftlich einbezogen, gefragt und gebraucht zu werden, bestimmt viele Menschen und sie sind deshalb oft bereit, sich an Bedingungen anzupassen, die ihnen nicht gut tun.
- Die Suche nach sicheren Bezugspunkten für ein gesichertes Fundament zur Alltagsbewältigung wird noch verstärkt durch die Entwicklung hin zu einer „Sicherheitsgesellschaft“, die die defensive Variante des Ordnungstraumes der Moderne darstellt: Diese hatte und hat den Anspruch, alles Unberechenbare, Uneindeutige, Ambivalente, Fremde und Störende zu beseitigen und eine berechenbare und eindeutige Welt zu schaffen. Auch wenn dieser Traum dieser Moderne nur noch selten in naiver Emphase vorgetragen wird, es gibt ihn noch und die Sicherheitsgesellschaft lebt davon. Sie will möglichst Risiken eliminieren und verstärkt dafür ihre Sicherheitssysteme. Schäubles Gesellschaftsbild kann man so einordnen.
- Die „Landnahme des Kapitalismus“ (Dörre 2009) hat längst in unseren beruflichen Welten stattgefunden. Erich Wulff (1971) hat einst in den 70er Jahren einen spannenden Aufsatz „Der Arzt und das Geld“ veröffentlicht und hat aufgezeigt, wie die Geldlogik unbemerkt die ärztliche Fachlichkeit und Ethik unterhöhlt. Wir haben uns angewidert abgewendet und wollten für den Bereich der psychosozialen Versorgung einen anderen Weg gehen. Inzwischen hat uns die Monetarisierung, die Ökonomisierung oder die „Verbetriebswirtschaftlichung“ voll erreicht und Qualität scheint nur noch in Geldwert ausgedrückt zu werden.

Diese Alltagserfahrungen werden in den sozialwissenschaftlichen Gegenwartsanalysen aufgegriffen und auf ihre strukturellen Ursachen bezogen. An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns eine „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.



Jürgen Habermas hat uns in seinem Büchlein „Die postnationale Konstellation“ eine großartige Gegenwartsdiagnose geliefert. Aus ihr will ich nur seine Diagnose eines „Formenwandels sozialer Integration“ aufgreifen, der in Folge einer „postnationalen Konstellation“ entsteht: „Die Ausweitung von Netzwerken des Waren-, Geld-, Personen- und Nachrichtenverkehrs fördert eine Mobilität, von der eine sprengende Kraft ausgeht“ (1998, S. 126). Diese Entwicklung fördert eine „zweideutige Erfahrung“: „die Desintegration haltgebender, im Rückblick autoritärer Abhängigkeiten, die Freisetzung aus gleichermaßen orientierenden und schützenden wie präjudizierenden und gefangen nehmenden Verhältnissen. Kurzum, die Entbindung aus einer stärker integrierten Lebenswelt entlässt die Einzelnen in die Ambivalenz wachsender Optionspielräume. Sie öffnet ihnen die Augen und erhöht zugleich das Risiko, Fehler zu machen. Aber es sind dann wenigstens die eigenen Fehler, aus denen sie etwas lernen können“ (ebd., S. 126f.).

Der mächtige neue Kapitalismus, der die Containergestalt des Nationalstaates demontiert hat, greift unmittelbar auch in die Lebensgestaltung der Subjekte ein. Auch die biographischen Ordnungsmuster erfahren eine reale Dekonstruktion. Am deutlichsten wird das in Erfahrungen der Arbeitswelt.

Einer von drei Beschäftigten in den USA hat mit seiner gegenwärtigen Beschäftigung weniger als ein Jahr in seiner aktuellen Firma verbracht. Zwei von drei Beschäftigten sind in ihren aktuellen Jobs weniger als fünf Jahre. Vor 20 Jahren waren in Großbritannien 80% der beruflichen Tätigkeiten vom Typus der 40 zu 40 (eine 40-Stunden-

Woche über 40 Berufsjahre hinweg). Heute gehören gerade noch einmal 30% zu diesem Typus und ihr Anteil geht weiter zurück.

Kenneth J. Gergen sieht ohne erkennbare Trauer durch die neue Arbeitswelt den „Tod des Selbst“, jedenfalls jenes Selbst, das sich der heute allüberall geforderten „Plastizität“ nicht zu fügen vermag. Er sagt: „Es gibt wenig Bedarf für das innengeleitete, ‘one-style-for-all’ Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel. (...) Wie feiern jetzt das proteische Sein (...) Man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen sind endlos, Optionen allüberall und die Zeit ist eine knappe Ware“ (2000, S. 104).

Was hier als neuer Menschentypus gefeiert wird, könnte man im Sinne von Robert Lifton (1993) auch ein "proteisches" Selbst nennen. Dabei wird auf die griechische Mythologie zurück gegriffen, die den Gott Proteus kennt, der in sich zwar nicht die wahre Bestimmung findet, Authentizität würden wir das heute nennen, der aber von einer fluiden Offenheit ist und jede beliebige Gestalt annehmen kann. Die neoliberal getönten Narrationen betonen die grenzenlose Plastizität der menschlichen Psyche und die Steuerungsverantwortung des Ego-Taktikers, der sich endgültig von allen institutionellen Sicherheitsgarantien verabschiedet hat und die Regie über seine Arbeitskraft vollkommen selbst übernommen hat, der „Arbeitskraftunternehmer“. Interessanterweise ist bereits von einer „proteischen Karriere“ die Rede (Hall 2002; 2004; Hall & Moss 2004; Briscoe & Hall 2006). Rosina Gasteiger (2007) greift die US-amerikanische Diskussion auf und schreibt: „In dieser Arbeit wird die Metapher des *Proteus* verwendet, um die zunehmend in der Arbeitswelt geforderte Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zum Ausdruck zu bringen. Während sich Berufslaufbahnen traditionell in ein bis zwei Organisationen entwickelten und durch verhältnismäßig hohe Arbeitsplatzsicherheit gekennzeichnet waren, kristallisieren sich gegenwärtig neue, individualisierte Laufbahnformen heraus. Erwerbstätige müssen immer häufiger mit Veränderungen in der Arbeitswelt zurechtkommen. Gleichzeitig verschieben Organisationen die Verantwortung für die Karriereentwicklung immer mehr auf die Arbeitnehmer. Die Herausforderung für den Einzelnen ist dabei, sich nicht nur flexibel auf immer wieder neue Bedingungen einstellen zu können, sondern zugleich die eigene Identität zu wahren und persönliche Werte und Ziele mit der beruflichen Tätigkeit in Einklang zu bringen. Der amerikanische Laufbahnforscher Douglas Hall (1976, 2002) bedient sich in diesem Zusammenhang des Proteus-Mythos der Antike, um zu verdeutlichen, dass berufliche Laufbahnen angesichts der Veränderungen in der Arbeitswelt zunehmend einen *proteischen* Charakter aufweisen“ (S. 15). Die Ambivalenz der Vorlage aus der griechischen Mythologie wird nicht genutzt, um ei-

ne solche Entwicklung kritisch zu reflektieren. Sie wird vielmehr zu einer affirmativen Normalität verklärt.

In seinem viel beachteten Buch „Der flexible Mensch“ liefert Richard Sennett (1998) eine weniger positiv gestimmte Analyse der gegenwärtigen Veränderungen in der Arbeitswelt. Der „Neue Kapitalismus“ überschreitet alle Grenzen, demontiert institutionelle Strukturen, in denen sich für die Beschäftigten Berechenbarkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Berufserfahrung sedimentieren konnten. An ihre Stelle ist die Erfahrung einer (1) „*Drift*“ getreten: Von einer „langfristigen Ordnung“ zu einem „neuen Regime kurzfristiger Zeit“ (S. 26). Und es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wie dann überhaupt noch Identifikationen, Loyalitäten und Verpflichtungen auf bestimmte Ziele entstehen sollen. Die fortschreitende (2) *Deregulierung*: Anstelle fester institutioneller Muster treten netzwerkartige Strukturen. Der flexible Kapitalismus baut Strukturen ab, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. "Netzwerkartige Strukturen sind weniger schwerfällig". An Bedeutung gewinnt die "Stärke schwacher Bindungen", womit zum einen gemeint ist, "dass flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, dass starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten" (S. 28). Die permanent geforderte Flexibilität entzieht (3) „festen Charaktereigenschaften“ den Boden und erfordert von den Subjekten die Bereitschaft zum „Vermeiden langfristiger Bindungen“ und zur „Hinnahme von Fragmentierung“. Diesem Prozess geht nach Sennett immer mehr ein begreifbarer Zusammenhang verloren. Die Subjekte erfahren das als (4) *Deutungsverlust*: „Im flexiblen Regime ist das, was zu tun ist, *unlesbar* geworden“ (S. 81). So entsteht der Menschentyp des (5) flexiblen Menschen, der sich permanent fit hält für die Anpassung an neue Marktentwicklungen, der sich nicht zu sehr an Ort und Zeit bindet, um immer neue Gelegenheiten nutzen zu können. Lebenskohärenz ist auf dieser Basis kaum mehr zu gewinnen. Sennett hat erhebliche Zweifel, ob der flexible Mensch menschenmöglich ist. Zumindest kann er sich nicht verorten und binden. Die wachsenden (6) Gemeinschaftssehnsüchte interpretiert er als regressive Bewegung, eine „Mauer gegen eine feindliche Wirtschaftsordnung“ hochzuziehen (S. 190). „Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts 'aus sich machen zu können', das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen“ (S. 189 f.).

Im Rahmen dieses Deutungsversuchs räumt Sennett dem „Scheitern“ oder der mangelnden kommunikativen Bearbeitung des Scheiterns eine zentrale Bedeutung ein: „Das *Scheitern* ist das große Tabu (...) Das Scheitern ist nicht länger nur eine Aussicht der sehr Armen und Unterprivilegierten; es ist zu einem häufigen Phänomen im Leben auch der Mittelschicht geworden“ (S. 159). Dieses Scheitern wird oft nicht verstanden und mit Opfermythen oder mit Feindbildkonstruktionen beantwortet. Aus der Sicht von Sennett kann es nur bewältigt werden, wenn es den Subjekten gelingt, das Gefühl ziellosen inneren Dahintreibens, also die „drift“ zu überwinden.

Für wenig geeignet hält er die eine Zeitlang so gerne angebotenen postmodernen Erzählungen. Er zitiert Salman Rushdie als Patchworkpropheten, für den das moderne Ich „ein schwankendes Bauwerk ist, das wir aus Fetzen, Dogmen, Kindheitsverletzungen, Zeitungsartikeln, Zufallsbemerkungen, alten Filmen, kleinen Siegen, Menschen, die wir hassen, und Menschen, die wir lieben, zusammensetzen“ (S. 181). Solche Narrationen stellen ideologische Reflexe und kein kritisches Begreifen dar, sie spiegeln „die Erfahrung der Zeit in der modernen Politökonomie“: „Ein nachgiebiges Ich, eine Collage aus Fragmenten, die sich ständig wandelt, sich immer neuen Erfahrungen öffnet - das sind die psychologischen Bedingungen, die der kurzfristigen, ungesicherten Arbeitserfahrung, flexiblen Institutionen, ständigen Risiken entsprechen“ (S. 182).

Für Sennett befindet sich eine so bestimmte „Psyche in einem Zustand endlosen Werdens - ein Selbst, das sich nie vollendet“ und für ihn folgt daraus, dass es „unter diesen Umständen keine zusammenhängende Lebensgeschichte geben (kann), keinen klärenden Moment, der das ganze erleuchtet“ (ebd.). Daraus folgt dann auch eine heftige Kritik an postmodernen Narrationen: „Aber wenn man glaubt, dass die ganze Lebensgeschichte nur aus einer willkürlichen Sammlung von Fragmenten besteht, lässt das wenig Möglichkeiten, das plötzliche Scheitern einer Karriere zu verstehen. Und es bleibt kein Spielraum dafür, die Schwere und den Schmerz des Scheiterns zu ermessen, wenn Scheitern nur ein weiterer Zufall ist“ (ebd.).

Also: Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte und das hat auch Konsequenzen für Bildungsprozesse. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Pros-

perität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet.

Die benannten Erfahrungskomplexe an der Nahtstelle von den Subjekten und der Gesellschaft zeigen, wie stark sich der Turbokapitalismus in unseren Lebenswelten, in Menschenbildern und in Ideologie schon verankert hat. Deshalb sehen wir schon oft gar keine Alternativen und arrangieren uns mit dem scheinbar naturhaften Ablauf der Dinge. Und genau in dieser Mischung von „innerer Kolonisierung“ und dem fatalistischen Arrangement mit der Unabwendbarkeit der gesellschaftlichen Abläufe werden wir immer wieder auch zu Komplizen des Status quo und verlieren die Hoffnung, dass es auch sein könnte, dass man etwas gegen die Verhältnisse unternehmen könnte und dass Utopien motivierende Handlungsqualitäten haben können.

Wenn wir diese Spur weiterverfolgen wollen, dann reicht es offensichtlich nicht, nur über „psychohygienische“ und psychotherapeutische Wege zu reden, so wichtig sie sind, wenn Menschen schwere psychische Probleme haben. Es ist notwendig, den gesellschaftlichen Rahmen mit in den Blick zu nehmen und danach zu fragen, wie er einerseits den einzelnen Menschen mit Erwartungen und Ansprüchen fordert und zunehmend überfordert und andererseits die „vereinzelt Einzelnen“ damit alleine lässt. Hier ist keine strategische Böswilligkeit zu unterstellen, sondern da ist eher ein Auto auf rasanter Fahrt, in dem zwar ständig das Gaspedal gedrückt wird, aber ein Bremspedal scheint es nicht zu geben. Wir haben es mit einer tiefen Krise im gesellschaftlichen Selbstverständnis zu tun, das sich nicht einmal mehr über unterschiedliche mögliche Zielvorstellungen streitet, sondern einfach keine mehr hat. Es gibt kaum eine Idee über den Tag hinaus und auf allen Ebenen sehen wir das, was Christopher Lasch (1984) in seiner Diagnose vom „Minimal self“ schon Mitte der 80er Jahre festgestellt hatte.

Jürgen Habermas (1985) meinte in seiner Analyse in der gleichen Zeit, uns seien die „utopischen Energien“ ausgegangen, ganz präzise zitiert, ist bei ihm von der „Erschöpfung der utopischen Energien“ die Rede. In allen gesellschaftlichen Bereichen, in der Politik, in der Wirtschaft und zunehmend auch in den privaten Welten geht es ums „Überleben“, ums „Durchhalten“, darum den Tag, die Legislaturperiode oder den nächsten Quartalsbericht zu überstehen. Die mangelnde Zielorientierung verbirgt sich, ohne sich wirklich verstecken zu können, hinter phrasenhaft verwendeten Begriffen wie „Reform“, „Vision“ oder „Leitbild“. In hektischer Betriebsamkeit wird jeden Tag die Lösung des Vortags verworfen und wie in einem Hamsterrad wird die gleiche Inszenierung noch einmal aufgelegt, aber wieder wird sie als „Reform“, „Vision“ oder „Leitbild“ verkauft. Keiner glaubt mehr dran, es ist eine Art kollektiver

„Wiederholungszwang“ oder eine „manische“ Verleugnung der Ziel- und Aussichtslosigkeit. Hier zeichnet sich eine Gesamtsituation ab, die man mit dem Begriff „erschöpfte Gesellschaft“ überschreiben könnte.

Wo finden wir hilfreiche Angebote, die uns Wege aus der erschöpften Gesellschaft weisen könnten, die Zukunftsfähigkeit versprechen? Da finde ich es erstmal hilfreich, dass wir so etwas wie eine „Trendforschung“ haben, die sich - für gutes Geld - nicht scheut, ihren Blick auf hoffnungsvolle Zukunftsmärkte zu richten. Unter dem Titel „Future Values“ gibt es etwa eine Publikation von Heiner Barz und einem Team des Heidelberger Instituts GIM. In diesem Buch wird u.a. mit der „Futurität“ eine Schlüsselqualifikation für das begonnene Jahrhundert die „Zukunftskompetenz“ als „überlebensnotwendig“ eingeführt und so charakterisiert: „Innovationsbereitschaft und ein fortwährendes Navigieren und Neupositionieren wird für Individuen wie Organisationen, für das Selbstmanagement wie das Produktmarketing unverzichtbar“ (ebd., S. 24). Und wer es noch nicht mitbekommen hat, dem sei es ausdrücklich versichert: Es geht um die Überlebensnotwendigkeit, wenn es um „den Besitz von ‚Future Tools‘ als Accessoires eines zukunftsorientierten Lebensstils“ geht und „der immer neue Beweis der eigenen ‚Updatability‘ gewinn[t] an Bedeutung“ (ebd.) . Ist das eine Vision oder beschreibt es erst einmal nur den Zeitgeist der Multioptionsgesellschaft, mehr Ideologie als gelebte Realität?

Wie wir spätestens seit Wittgenstein wissen, transportieren wir mit unseren Sprachspielen mehr als nur Wörter, wir konstruieren immer auch Weltbilder, also Bilder unserer Welt. Und ich bin mir relativ sicher, dass es mir zwar um Zukunftskompetenz geht, aber nicht nur in der Reproduktion des „Trendigen“, sondern auch in der Entwicklung von Widerständigkeit und Eigensinnigkeit. Für den Erwerb von Zukunftsfähigkeit ist die Analyse von gesellschaftlichen Trends zwar wichtig, aber nicht um an ihrer kräuselnden Oberfläche zu besonders fitten Schnäppchenjägern zu werden und damit dem Erschöpfungskreislauf selbst zuzuarbeiten, sondern um diesen aufzubrechen.

Wir brauchen eine kritische Auseinandersetzung mit dem neoliberalen Menschenbild des „modularen Menschen“, der mit seiner IKEA-Identität ein „Wesen mit mobilen, disponiblen und austauschbaren Qualitäten darstellt“ (Bauman 1999, S. 158). Oft genug aus der Angst<sup>2</sup> heraus, nicht „dabei zu sein“, passt er sich in seinen Lebensformen der unaufhaltsamen Beschleunigungsdynamik an. Aber der gesellschaftliche und berufliche Fitness-Parcours hat kein erreichbares Maß, ein Ziel, an dem man ankommen kann, sondern es ist eine nach oben offene Skala, jeder Rekord kann

---

<sup>2</sup> Wie die DAK-Daten gezeigt haben, steigen auch Angststörungen erheblich an.

immer noch gesteigert werden. Hier ist trotz Wellness-Industrie keine Chance, eine Ökologie der eigenen Ressourcen zu betreiben, sondern in einem unaufhaltsamen Steigerungszirkel läuft alles auf Scheitern und einen Erschöpfungszustand zu.

Wir brauchen eine „Kultur des Scheiterns“, weil Scheitern vermehrt zu unserer Erfahrung gehört, weil Scheitern die Basis für Lernprozesse ist, weil Scheitern die Chance zum Neuanfang enthält und weil Scheitern ein Tabu ist. Unsere Kultur wird zunehmend eine „Winner“-Kultur, sie will vor allem Sieger- und Erfolgsgeschichten hören und sie verdrängt die andere Seite der Medaille. Notwendig sind Trauerarbeit *und* Empowerment. Empowerment heißt, die eigenen Ressourcen und Kräfte wahr- und ernst zu nehmen. Dies heißt auch, sich von den dominierenden ideologischen Menschenbildvorgaben des neoliberalen Herrschaftsmodells ebenso zu befreien wie von der Hoffnung auf eine obrigkeitliche Lösung.

Welche Aufgaben kann Psychotherapie bei einer solchen Zielvorstellung übernehmen?

### Und die Psychotherapie?

1. Subjekte einer individualisierten und globalisierten Netzwerkgesellschaft können in ihren Identitätsentwürfen nicht mehr problemlos auf kulturell abgesicherte biographische Schnittmuster zurückgreifen. In diesem Prozess stecken ungeheure Potentiale für selbstbestimmte Gestaltungsräume, aber auch die leidvolle Erfahrung des Scheiterns. Psychotherapie kann für Subjekte ein hilfreiches Angebot sein, sich in diesen gesellschaftlichen Umbruchprozessen Unterstützung bei einer Neuorientierung, Reflexion und Selbstorganisation zu holen, sie kann aber auch „Trainingslager“ für Fitness im Netzwerkkapitalismus liefern. Sie stellt einen Rahmen der „inneren Modernisierung“ dar, aber die Frage, was in diesem Rahmen Emanzipation oder Affirmation sein kann, bleibt auf der Tagesordnung.
2. Psychotherapie kann und soll *Gesellschaftsdiagnostik* betreiben und diese im öffentlichen Raum kommunizieren: Die in den privatisierten und individualisierten Problem- und Leidenszuständen der Subjekte enthaltenen gesellschaftlichen Hintergründe kann man entschlüsseln und sichtbar machen. Dies ist auch die Voraussetzung für sinnvolle Projekte der Prävention und Gesundheitsförderung.
3. Ich sehe für die Psychotherapie die Notwendigkeit, ihr *Rollenverständnis* nicht auf eine operative Dienstleistung reduzieren zu lassen. Sie benötigt eine Vorstellung davon, für welche Gesellschaft sie mit ihren Kompetenzen einsteht.

- Will sie Individuen anpassungsfähiger und –bereiter machen und will sie deren Fitness steigern oder seine „Widerstandsressourcen“ (Antonovsky 1997) oder Resilienz fördern, die Distanz und Handlungsfähigkeit gegen die normativen Imperative des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) ermöglichen.
4. Die Psychotherapie benötigt eine kritische Reflexion ihrer eigenen *Menschenbildannahmen*. Eine Reihe psychotherapeutischer Technologien verdanken sich der Ideologie des Neoliberalismus, sie setzen auf ein Selbstoptimierungsschema, das den einzelnen zum Dreh- und Angelpunkt von Selbstinszenierung und Selbstverantwortung macht. Einer ideologisch-theoretischen „Entbettung“ des Subjektes folgt meist eine therapeutisch-praktische. Es wäre den unterschiedlichen psychotherapeutischen Schulen ein Menschenbild zu wünschen, wie es in der Ottawa Charta (Weltgesundheitsorganisation 1986) formuliert wurde: „Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die all ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen“.
  5. Lange Zeit haben die westlichen Industriegesellschaften dem Thema *sozialer Ungleichheit im Zugang zu psychosozialen Ressourcen* keine große Beachtung mehr geschenkt, obwohl die Ergebnisse der Forschung keinen Anlass boten, die frühere Relevanz dieser Fragestellung aus dem Blickfeld zu verlieren. In den 70er und 80er Jahren wurde die Notwendigkeit gemeindepsychiatrischer Reformmaßnahmen und einer Verbesserung der psychotherapeutischen Basisversorgung unter anderem mit folgender dramatischen Scherenentwicklung begründet: Einerseits häuften sich die Befunde, dass psychisches Leid in hohem Maße mit gesellschaftlicher Ungleichheit korreliert ist, also Angehörige der unterprivilegierten sozialen Schichten die höchsten Störungsraten aufweisen; andererseits entwickelte sich ein gewaltiges psychotherapeutisches Angebot, von dem offensichtlich genau die Menschen am wenigsten profitierten, die das höchste Störungsrisiko zu tragen haben. Die verfügbaren sozialepidemiologischen Daten konnten diese Einschätzung beweiskräftig untermauern. Ist das Thema soziale Ungleichheit aus dem fachlichen Aufmerksamkeitszentrum verschwunden, weil soziale Unterschiede an Bedeutung verloren haben und allmählich die "nivellierte Mittelstandsgesellschaft" entstanden ist, die schon von einigen konservativen Ideologen in den 50er Jahren verkündet worden war? Empirisch spricht für diese Deutung nichts. Plausibler dürfte die Erklärung sein, dass die Psychotherapie in ihrem Aufmerksamkeitsverlust für kol-

lektive Lebenslagen in besonderem Maße an der Erosion kollektiver Erfahrung-, Wahrnehmungs- und Erlebnisweisen teil hat, die auf die weitreichenden gesellschaftlichen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse zurückzuführen sind. In diesen Prozessen wird nicht der objektiv ungleiche Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen aufgehoben, aber das gesellschaftliche Bewusstsein für diese Ungleichheit verändert sich. Diese individualisierende Verkürzung steht im Widerspruch zu einer wachsenden Ungleichverteilung der materiellen Güter im globalisierten Kapitalismus und wir haben eindrucksvolle Belege für deren gesundheitspolitische Relevanz. Menschen, die in relativer Armut aufwachsen, haben in Bezug auf alle uns verfügbaren Gesundheitsindikatoren schlechtere Chancen. Es kommt noch eine weitere Dimension hinzu: Gesellschaften, in denen die Schere zwischen arm und reich besonders groß ist und insofern die Erwartung einer gerechten Verteilung der vorhandenen Ressourcen immer weniger erfüllt wird, haben epidemiologisch nachgewiesen die höchsten Morbiditätsraten (vgl. das eindrucksvolle Buch von Wilkinson 2001).

6. Es mag in manchen Ohren altmodisch klingen, aber ich halte diese Einordnung aus: Es sollte immer noch die Förderung von Emanzipation und Aufklärung Ziel unserer Aktivitäten sein. Das ließe sich philosophisch mit Kant begründen, dann würden wir von dem „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ sprechen. Etwas handhabbarer ist das aktuelle Konzept der „Verwirklichungschancen“ oder „Capabilities“ wie es von dem Nobelpreisträger Amartya Sen und seiner Lebenspartnerin Martha Nussbaum entwickelt worden ist. Amartya Sen (2000) knüpft mit seinem Konzept der „Verwirklichungschancen“ einerseits an der Idee der Freiheit und an den gesellschaftlichen Bedingungen an, die zur Realisierung von eigenen Lebensvorstellungen erforderlich sind. Unter Verwirklichungschancen versteht er die Möglichkeit von Menschen, „bestimmte Dinge zu tun und über die Freiheit zu verfügen, ein von ihnen mit Gründen für erstrebenswert gehaltenes Leben zu führen“ (S. 108); an anderer Stelle bestimmt er sie als „Ausdrucksformen der Freiheit: nämlich der substantiellen Freiheit, alternative Kombinationen von Funktionen zu verwirklichen (oder, weniger formell ausgedrückt, der Freiheit, unterschiedliche Lebensstile zu realisieren)“ (S. 95). Der Ökonom Sen betont die Bedeutung materieller Grundvoraussetzungen als Verwirklichungschance, aber es kommen weitere Ressourcen hinzu, nicht zuletzt auch das, was Kant mit seiner „Empowerment“-Aussage angesprochen hat: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Ist das nicht auch ein Appell für uns Psychofachleute?

## Literatur

- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Arbeitsgruppe Frauen gegen Übergriffe und Machtmissbrauch in psychosozialen Arbeitsfeldern (Hrsg.) (1995). *Sexuelle Übergriffe und Machtmissbrauch in der Therapie*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values*. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (1999). *Unbehagen in der Postmoderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (2000). *Liquid modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Bauman, Z. (2003). *Flüchtige Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Castells, M. (1996). *The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture*. Oxford: Blackwell.
- Corsini, R.J. (Hg.) (1994). *Handbuch der Psychotherapie. 2 Bände*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Dörre, K. (2009). Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarktkapitalismus. In: K.Dörre, S.Lessenich & H.Rosa: *Soziologie – Kapitalismus – Kritik*. Frankfurt: Suhrkamp, S. 21 – 86.
- Ehrenberg, A. (2004). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt: Campus.
- Freytag, T. (2008). *Der unternommene Mensch. Eindimensionalisierungsprozesse in der gegenwärtigen Gesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.
- Gebhardt, M. (2002). *Sünde, Seele, Sex. Das Jahrhundert der Psychologie*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Gergen, K.J. (2000). *The self: death by technology*. In: D.Fee (Ed.): *Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience*. London: Sage, S. 100 - 115.
- Giddens, A. (1995). *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1997). *Jenseits von Links und Rechts*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giddens, A. (2001). *Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giese, E. & Kleiber, D. (Hrsg.) (1989). *Das Risiko Therapie. Thema: Psychotherapie*. Weinheim: Psychologie heute Taschenbuch.
- Grawe, K., Donati, R. & Bernauer, F. (1994). *Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession*. Göttingen: Hogrefe.
- Gross, M.L.: *Die psychologische Gesellschaft. Kritische Analyse der Psychiatrie, Psychotherapie, Psychoanalyse und der psychologischen Revolution*. Frankfurt: Ullstein 1984.
- Habermas, J. (1998). *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Halmos, P. (1972). *Beichtväter des 20.Jahrhunderts. Psychologen und Lebensberater unter Ideologieverdacht*. Zürich: Theologischer Verlag.
- Hantel-Quitmann, H. & Kastner, P. (Hrsg.) (2004). *Die Globalisierung der Intimität. Die Zukunft intimer Beziehungen im Zeitalter der Globalisierung*. Gießen: Psychosozial.
- Hantel-Quitmann, W. & Kastner, P. (Hrsg.) (2004). *Der globalisierte Mensch. Wie die Globalisierung den Menschen verändert*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Jacoby, R. (1977). *Soziale Amnesie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Keupp, H. & Höfer, R. (Eds.) (1997). *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Keupp, H. (1995). *Gesundheitsförderung und psychische Gesundheit: (Wieder)gewinnung von Lebenssouveränität und soziale Gerechtigkeit*. In Arnold E., & Sonntag U. (Hrsg.), *Ethische Aspekte der psychosozialen Arbeit* (S. 159-170). Tübingen: DGVT.
- Keupp, H. (1997). *Ermutigung zum aufrechten Gang*. Tübingen: DGVT.
- Keupp, H. (2002). *Braucht eine Gesellschaft der Ichlinge Psychotherapie? Das Subjekt im globalisierten Netzwerkkapitalismus zwischen Selbstsorge und Pastoralmacht*. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 2002; 34 (3): 561 – 582.
- Keupp, H. (2004). *Entwickeln wir uns zu einer Gesellschaft von Ichlingen? In: Psychotherapie im Dialog*, 5 (3), S. 294 – 297.

- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W. et al. (2006<sup>3</sup>). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg: Rowohlt.
- Khamneifar, C. (2008). Wie stellt sich der anhaltende gesellschaftliche Wandel für PsychotherapeutInnen dar? – Theoretische und empirische Positionen vor dem Hintergrund ausgewählter sozialwissenschaftlicher Gesellschaftsanalysen und unter besonderer Berücksichtigung der Psychoanalyse. Hamburg: Kovac.
- Kickbusch, I. (2005). Die Gesundheitsgesellschaft. Gamburg: Verlag für Gesundheitsförderung.
- Kleiber, D. & Rommelspacher, B. (Hrsg.) (1986). Die Zukunft des Helfens. Neue Wege und Aufgaben psychosozialer Praxis. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Koch, S. & Leary, D.E. (1985). A century of psychology as science. New York: McGraw-Hill.
- Lasch, C. (1984). The minimal self. Psychic survival in troubled times. New York: W.W. Norton.
- Lessenich, S. (2008). Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Nagel, H. & Seifert, M. (Hrsg.) (1979). Inflation der Therapieformen. Sinn und Unsinn der Psycho-Industrie. Reinbek: Rowohlt 1979.
- North, M. (1973). Die säkularen Priester. München: Urban & Schwarzenberg.
- Schmidbauer, W. (1994). Psychotherapieführer. München: Heyne.
- Schmidbauer, W. (1997). Wenn Helfer Fehler machen. Reinbek: Rowohlt.
- Schmidbauer, W. (2012). Mehr Hofnarr als Hofrat. Über die Krisen der Psychotherapie. In: Kursbuch 170. Hamburg: Murmann, S. 150 – 173.
- Sen, Amartya (2000). Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. München: Hanser.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag (engl.: "The corrosion of character". New York: W.W. Norton 1998).
- Strasser, J. (2000). Triumph der Selbstdressur. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 214 vom 16./17. September 2000, S. 1.
- Summer, E. (2008). Macht die Gesellschaft depressiv? Alain Ehrenbergs historische Verortung eines Massenphänomens im Licht sozialwissenschaftlicher und therapeutischer Befunde Bielefeld: transcript.
- Szasz, T.S. (1982). Der Mythos der Psychotherapie. Wien-München-Zürich: Europaverlag.
- Wilkinson, R.G. (2001). Kranke Gesellschaften. Soziales Gleichgewicht und Gesundheit. Wien: Springer.
- Willems, H. (1994). Psychotherapie und Gesellschaft. Voraussetzungen, Strukturen und Funktionen von Individual- und Gruppentherapien. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weltgesundheitsorganisation (1986). Ottawa-Charter for Health Promotion. Genf: WHO.
- Wulff, E. (1971). Der Arzt und das Geld. Der Einfluß von Bezahlungssystemen auf die Arzt-Patient-Beziehung, in: Das Argument 69, Heft 11/12, 1971, S. 955-970.
- Zygowski, H. (Hrsg.) (1987). Psychotherapie und Gesellschaft. Therapeutische Schulen in der Kritik. Rowohlt.